

Spiegelungen : wie Europa und Lateinamerika einander sehen

Autor(en): **Siebenmann, Gustav**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **72 (1992)**

Heft 12

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-165057>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gustav Siebenmann

Spiegelungen

Wie Europa und Lateinamerika einander sahen

Der Entdeckung Amerikas vor 500 Jahren ist 1992 in unterschiedlicher Weise gedacht worden: Sachlich mit Büchern, Filmen und Ausstellungen zur Geschichte, zur Ethnologie, zur Kartographie, zur Kunst in der Neuen Welt; polemisch sodann im Ton einer anachronistischen Spanischelke, in einer vermeintlich indianerfreundlichen Verfluchung der Kolumbustat. Die Hintergründe der sich so krass widersprechenden Haltungen können wir ausleuchten, wenn wir den mentalen Bildern und den gegenseitigen Einstellungen nachforschen, die sich im Lauf dieses halben Jahrtausends die Alte und die Neue Welt voneinander gemacht haben.¹

Legenden und Realitäten

Rufen wir uns zunächst in Erinnerung, welche Vorstellungen von den «*Goltjnseln vnd nacket lüt*» (Sebastian Brant im «*Narrenschiff*», 1494) gleich nach den Entdeckungen in Europa in Umlauf kamen. Die Kunde von dieser Neuen Welt lief nach dem 12. Oktober 1492 rasch durch den alten Kontinent, denn rund vier Jahrzehnte zuvor hatte Gutenberg den Buchdruck erfunden. So verbreiteten die neuen Medien – Flugblätter, Reiseberichte, Chroniken und Bildbände – die frühe Kunde von den neuen Inseln im Westen in Windeseile. Besonders hervorzuheben ist der 1493 in Basel gedruckte lateinische «*Kolumbusbrief*», das wohl meistverbreitete Flugblatt der Neuzeit. Grossen Einfluss auf die Bilder in den Köpfen der Europäer übten sodann die zahlreichen illustrierten und weitgestreuten *America*-Bände des in Frankfurt a. M. wirkenden Niederländers *De Bry* (1590–1634). Für die Vorstellungen, die man sich in Europa von Brasilien machte, war die «*Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil, autrement dite Amérique*» des Burgunders *Jean de Léry* grundlegend (erstmalig 1578). Nirgends sind frühe Reiseberichte so zahlreich veröffentlicht worden wie im deutschen Sprachraum, mit Schwerpunkten in Nürnberg, Frankfurt und Basel.

Die Flut der fremdartigen Bilder in den Köpfen der Kopisten und Übersetzer, der Setzer und Kupferstecher sowie natürlich der Leser und Zuhörer, sie muss damals buchstäblich ungeheuer gewesen sein: Amerika, das war

eine Welt voller Nackter, Menschenfresser, Schattenfüssler, einäugiger Kentauren, Minotauren, Sirenen, Kopflöser oder Hundsköpfiger in Guayana, Amazonen in Brasilien, Riesen in Patagonien, geschwänzter Menschen in Feuerland. Auch von eschatologischen Visionen, also von Erlösungshoffnungen oder Weltuntergangsängsten wurden viele Menschen umgetrieben, wobei sich gute und böse Vorzeichen bunt vermengten. Die Neue Welt in den ersten Jahrzehnten nach der Entdeckung, und auch später noch, sie war weitgehend eine Welt in den Köpfen der verduzteten Europäer. Demgegenüber nahmen sich die alsbald aufkeimenden utopischen Visionen von Amerika als irdischem Paradies, in dem erlöste Menschen ohne Erbsünde lebten, bescheiden aus, trotz ihrer Konstanz. Gleichviel ob visuell oder mental, die Bilder von Amerika waren zunächst eine bunte Mischung von Mythen, Merkwürdigkeiten, Absonderlichem. Erst allmählich wandelte sich die Angst in Neugier und wurden Legenden durch Realitäten ersetzt. Aus den abartigen Monster der mittelalterlichen Weltchroniken, aus den Barbaren der frühen Neuzeit wurden nach und nach Menschen.

Freilich, ohne nachhaltige Störungen ist die Wahrnehmung der neuen Welt in der Alten nicht vor sich gegangen. Hass und Neid gegenüber der Grossmacht Spanien, sodann die Religionskriege im 16. und 17. Jahrhundert hatten dazu geführt, dass die antispansische Schwarze Legende auf Flugblättern über ganz Europa verbreitet wurde. Nur war von dieser Anschwärzung nicht nur die katholische Weltmacht Spanien betroffen, sondern mit ihr zugleich auch deren Überseeterritorien, also Spanisch-Amerika. Erst als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Ära der reisenden Naturforscher anbrach, nahmen Europäer, zumal Franzosen und Deutsche, eine wichtige Rolle bei der Erkundung des realen Amerika auf. Summarisch dürfen wir wohl sagen, dass der Anteil der Deutschsprachigen an der Erkundung und Erschliessung der Neuen Welt vor allem ein sekundärer und daher ein friedlicher war. Zunächst wirkten sie als Kartographen und als Nachrichtenvermittler, später als Erforscher des dortigen Lebensraums und seiner Vergangenheit. Das sollte sich auf die Einstellung der bis heute nachkommenden Lateinamerikaner günstig auswirken.

Die Literatur aller Sorten erweist sich als der ergiebigste Vorrat für die seit 1493 in Europa entstandenen Amerikabilder. Die oben angedeuteten vier Verse aus Sebastian Brants «*Narrenschiff*» (1494) sind das früheste literarische Zeugnis Amerikas. Auch darin – wie später in fast allen Texten – tauchen als Bildkomponenten El Dorado und das Paradies auf. (Nacktheit war zu dieser Zeit noch kein Skandal, vielmehr ein Zeichen paradiesischer Zustände vor dem Sündenfall). Schon im «*Kolumbusbrief*» von 1493 finden wir die Projektion antiker Mythen (Sirenen) wieder, zudem den Wahn von El Dorado und dem irdischen Paradies, sodann die andere Natur, ansatz-

weise auch das Bild des Guten Wilden. Mit dem Bordbuch und den Briefen des Kolumbus beginnt eine dichte und für die Imagination sehr wirkungsreiche Reihe von Reiseberichten. Daraus stechen vor allem *Hans Stadens* «*Warhafftige Historia*» (1557) aus Brasilien und *Ulrich Schmidels* «*Warhafftige und liebliche Beschreibung*» (1567) seiner Streifzüge als Söldner vom Rio de la Plata bis Peru hervor.

Im Barockzeitalter wurden die Reiseberichte zurückgedrängt von einer erfindungsreicheren Literatur oder gar von fiktiven Werken. Kurios ist z. B. *Johann Bissels* «*Argonauticon Americanorum*» (1647). In seinem eleganten Humanistenlatein beschreibt der gebürtige Schwabe, der nie in Übersee gewesen war, als erster Deutscher überseeische Landschaften. Indes, Amerika erscheint bei ihm keineswegs als das gelobte Land. Erstmals wird hier die Andersheit negativ empfunden, und zwar ohne persönlichen Anlass, vielmehr allein aus der von barocker Schwermut bedrückten Phantasie des Autors heraus. Die eigentliche Reiseliteratur hat in der Dichtung des 17. Jahrhunderts sonst keine tiefen Spuren hinterlassen. Es bleibt bei Anspielungen auf die Neue Welt, bei der dichterischen Behandlung des Tabaks und beim Zitat wohlklingender Orts- oder Personennamen.

Die erste auffallende Veränderung des Lateinamerika-Gesamtbildes ist erst zur Zeit der Aufklärung eingetreten: Damals entbrannte, vom französischen Naturhistoriker *Buffon* ausgelöst, ein jahrzehntelanger Disput unter den Philosophen über die Neue Welt. Als die Gebildeten in ganz Europa französisch sprachen, erregten die «*Recherches philosophiques sur les Américains*» von *Cornille de Pauw* (Berlin 1768/69) kontinentales Aufsehen. Von *Buffon* und von dessen Nacheiferer *Peter Kalm* (1761) übernimmt dieser preussische Geistliche unbesehen die im Klima begründete Dekadenztheorie und zögert nicht, die Entdeckung Amerikas als das wichtigste und zugleich verheerendste Ereignis der Weltgeschichte zu bezeichnen. *De Pauw* entwirft ein Bild des seit *Montaigne* für so «*edel*» gehaltenen Wilden, das bis zur Fratze verzerrt ist. Das Ganze war eine Folge der für die Aufklärung typischen Rivalität zwischen zivilisatorischer Europamüdigkeit und stolzem Fortschrittsglauben im Zeichen der Vernunft. *Voltaire*, *Raynal*, *Herder*, *Kant*, *Hegel* haben sich von diesen Dekadenzvisionen beeinflussen lassen und schnödeten über einen Erdteil, wo die Löwen keine Mähne und die Männer keinen Bart haben. Im Grunde genommen haben damals die europäischen Philosophen in diesem Disput weniger über Amerika als über Europa debattiert. *Antonello Gerbi* hat diese unglaubliche «*Disputa del Nuovo Mondo*» (1955, ²1983) auf faszinierende Weise nacherzählt. Erst von 1751 an, als mit der Rückkehr von Forschungsreisenden wie *La Condamine* und *Bougainville* das zweite Entdeckungszeitalter begann, das der Forschung, sollten diesen Bildern von einem inferioreren Lateinamerika realere

Vorstellungen gegenübertreten. *Alexander von Humboldt* hat daran entscheidenden Anteil. Mit dem auf seinen Reisen (1799 bis 1804) zusammengetragenen Beobachtungsmaterial – «*Relation historique du voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent*» (Paris 1805–1834) – hat er ganzen Generationen von Amerikanisten Stoff für ihre Forschungen und Überlegungen geboten. Doch nicht nur Kulturdebatten gab es im philosophischen Jahrhundert, sondern auch Amusement, wie z. B. mit *Christoph Martin Wielands* «*mexikanischer Geschichte*» «*Koxkox und Kikequetzel*» (1769 und 1779). Mit diesem «*Beytrag zur Naturgeschichte des sittlichen Menschen*» parodierte er den europäischen Mythos eines Neue-Welt-Paradieses auf köstliche Weise.

In der Romantik wurde vor allem der Edle Wilde gepriesen, den man gern in Nordamerika (oder in der Südsee) ansiedelte: Sowohl die von *Steele* schon 1711 gestaltete Indianerin Yarico wie auch die inkaische Sonnenjungfrau Cora aus *Marmontels* Werk «*Les Incas*» (1777) ergaben dankbaren Stoff für Singspiele, Opern, Gedichte und Erzählungen (*Kotzebue*, *Goethe*). Allerdings geriet dabei das idealisierte Indianermädchen zu wenig mehr als dem Umkehrbild einer von der Zivilisation verdorbenen Europäerin: das Mädchen, wie es sein sollte. Doch an Amerika erinnert lediglich noch der Name. Der Überseestoff war vollends in der Moralliteratur aufgegangen und abstrakt geworden. Wie zu erwarten, kam gleichzeitig das dialektische Gegenbild zum Guten Wilden in Umlauf, der böse Zivilisationsmensch nämlich. *Seumes* Gedicht «*Der Wilde*» (1801) sollte über das deutsche Schulbuch das moralische Vorbild vom guten Huronen und den Tadel des schlechten Weissen noch über Jahrzehnte hin weiterreichen.

Europa ist im 19. Jahrhundert jedoch immer näher an die Wirklichkeit Lateinamerikas herangerückt. So wie während der Aufklärung die naturwissenschaftliche Erkundung eingesetzt hatte, so kam im 19. Jahrhundert das wirtschaftliche Interesse vermehrt ins Spiel. In den Kreisen des Aussenhandels, nicht nur im deutschen Kulturraum, nahm man die überseeische Realität längst realistisch wahr, als man im Bereich der Literatur noch immer auf den Reiz der Andersheit baute, in deren positiven wie negativen Aspekten. Doch nun, im Zuge der Emigrationsbewegungen, zog es auch Vertreter der schreibenden Zunft hinüber: den Österreicher *Sealsfield* (d. i. *Karl Postl*), den Hamburger *Gerstäcker*, die Wienerin *Ida Pfeiffer* und viele andere mehr. Friedrich Gerstäcker hat anhand seiner nordamerikanischen Reisebekanntschaften «*Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale*» (1847) zeitgenössisch vor ein breites Leserpublikum gebracht. Das Bild vom besseren Amerika hatte sich durchgesetzt, betraf aber jetzt vor allem den Nordkontinent.

Eine bedeutende Neuheit des beginnenden 19. Jahrhunderts ist die Exotik. Sie gründet letzten Endes immer in der Sehnsucht nach dem, was einem

in der Heimat fehlt, und wendet das Gesamtbild der fernen Andersheit besonders radikal ins Positive. Das Missbehagen an der Restauration, die Europamüdigkeit, sie waren dafür der richtige Nährboden. Als psychologische Folge ergab sich daraus die Idealisierung der überseeischen Fremde, wie etwa in *Heinrich Heines* «*Romanzero*» (1851). Die Hoffnung, sich diese Fremde selber zu erobern, führte bekanntlich – nebst materieller Not zuhause – zu beträchtlichen Emigrationswellen. Es war zugleich eine gewaltige Aufwallung des Mythos vom Paradies auf Erden. Nun war auch die Zeit des ethnographischen Erzählens gekommen. Dazu gehören nicht nur die (echten oder fiktiven) Fahrtenberichte in spätromantische, europaferne Fluchträume, sondern – als neues Element – die Vorgabe von Authentizität, von Augenzeugenschaft. Für die deutschsprachigen Autoren war der bevorzugte Fluchtraum Amerika, während die Briten, Franzosen und Russen den Südseeraum bevorzugten. Süchtig waren Schreiber und Leser fortan auf die im Abenteuer erfahrene Alterität, wozu des öfters das Selbstbild germanischer Überlegenheit kommt, im Gegenzug zur dekadenten Latinität, in der die vorübergehend eingelullte, traditionelle Spanienfeindlichkeit wieder auferstand. Ein Beispiel für diese Gattung ist Charles Sealsfield mit seinem «*Kajütenbuch oder Nationale Charakteristiken*» (1841), einem der meistgelesenen Bücher jener Zeit.

Der Schritt von diesen exotisierenden und beobachtenden Romanen zur eigentlichen Reise- und Abenteuerliteratur ist klein. Beide gründen in der Faszination durch die Andersheit, wobei noch einmal die positive Seite der Alterität überwiegt. Die Topik ist bekannt: die Verweigerung des Alten und der Aufbruch ins Neue, über abgebrochene Brücken; die Begegnung mit dem Edlen Wilden, dessen Bild nur dann negativ besetzt ist, wenn ihn die Zivilisation verdorben hat; der El-Dorado-Mythos, nun zumeist verkehrt in sein Gegenteil, in den Fluch des Goldes. Die hierzulande bekanntesten Vertreter dieser Gattung sind Friedrich Gerstäcker und *Karl May*. Letzterer ist von den zahlreichen Autoren von Abenteuerromanen sicher der noch heute am meisten gelesene.

In der gehobenen Literatur kommt Lateinamerika nurmehr marginal vor, zumal wenn wir mit der inzwischen als Musternation gepriesenen Grossdemokratie im Norden Amerikas vergleichen. Utopia wird selten mehr in den Südtel projiziert. In *Gottfried Kellers* «*Martin Salander*» (1886) zum Beispiel ist Brasilien zwar noch ein bescheidenes El Dorado, doch hält es längst nicht mehr, was es einmal versprach. Hingegen bewahrte der Mythos vom Paradies, von der besseren, wengleich nun verlorenen Welt, weiterhin seine Strahlkraft, besonders deutlich zur Zeit der Jahrhundertwende. *Hofmannsthals* «*Briefe des Zurückgekehrten*», zeigen uns zum Beispiel (1907), dass er sich nach jener Menschlichkeit sehnte, die er in Uruguay einst erlebt

hatte. Utopien, Wunschbilder von einem Friedensland in einer Neuen Welt, in der «noch» kein kriegerisches Europa sich breitmacht: dies war sodann den Expressionisten ein angesichts der «*Menschheitsdämmerung*» der ersten Nachkriegszeit verständliches Bedürfnis.

Als Zielkontinent der Emigration gelangt Lateinamerika im 20. Jahrhundert zu einer besonderen Aktualität, als reales Fluchtziel nämlich, das politische, moralische und rechtliche Freiräume verspricht. In *Gerhard Hauptmanns* «*Phantom*» (1923) wie in *Thomas Manns* «*Krull*» (1910 begonnen, 1954 veröffentlicht) tauchen die zwielichtigen Helden schliesslich in Brasilien unter. Es handelt sich noch immer um das Sammelbild der Andersheit, das seinen Sog ausübt, diesmal in einer existentiellen Variante. Sie kam in dramatischer Weise zum Zuge, als Lateinamerika zur Zielregion für deutsche Exilanten wurde. Dazu gehörten auch Schriftsteller, darunter einige grosse wie *Stefan Zweig*, *Franz Werfel*, *Paul Zech* und *Alfred Döblin*. Aber gerade sie, die nun authentisch aus der Anschauung hätten schreiben können und nicht mehr allein den mitgebrachten Stereotypen ausgeliefert waren, folgten im Grunde auch drüben ihren alten Obsessionen. Deshalb erhielt das Lateinamerikabild in der Exilliteratur in jedem Fall eine besondere Färbung. Welche Anziehung der historische Stoff der Eroberung und Entdeckung, der Kolonisierung und Evangelisierung (Paraguay) ausüben kann, das sehen wir in *Alfred Döblins* dreiteiligem Roman «*Amazonas*» (1937–1948). Er ist für mich das grossartigste literarische Dokument des historischen Spannungsverhältnisses zwischen Alter und Neuer Welt. Die unbändige Natur, der Edle Wilde, die Utopie, altamerikanische Mythologie, dann auch die tollwütigen Europäer (ein kritisches Selbstbild), alle diese grossen Sammelraster der Lateinamerikabilder sind in diesem faszinierenden expressionistischen Fresko gegenwärtig, aus dem Döblins glühende Sehnsucht nach einem «*Land ohne Tod*» spricht.²

Ein frappantes Beispiel für hinübergerettete Sozialutopie bietet uns der für das deutsche Mexikobild wohl einflussreichste Schriftsteller: *B. Traven*. In seinen vielgelesenen Büchern hat er seine Wahlheimat Mexiko als das Revolutionsland *par excellence* gepriesen und dieses Bild auch auf das übrige Lateinamerika projiziert. Die positive Sicht Travens von diesem «*Revolutionskontinent*», verstärkt durch den Erfolg Castros auf Kuba, hat in Europa stimulierend auf die jungen Neomarxisten der 68er Revolte eingewirkt: Für die damalige Jugend wie für viele Linksintellektuelle in Europa wurden die Lateinamerikavorstellungen plötzlich schroff verkürzt auf das eine, vereinfachte Grossbild des Opferkontinents, wo sich die Entrechteten in der Hoffnung auf bessere Daseinsbedingungen gewaltsam und erfolgreich zur Wehr setzen. Kritisch wird die imperialistische (auch europäische) Ausbeutung des zur Ader gelassenen Subkontinents angeprangert,

in einer gefühlsträchtigen Verflechtung der Schwarzen Legende mit dem Antiimperialismus und mit den wirkungsreichen Visionen der Besiegten. Wie ein Steppenbrand breitete sich die Selbstkritik über Europa und Nordamerika aus, was zugleich eine entwicklungspolitische Parteinahme für «Süd» und gegen «Nord» bedeutete.

Sehen wir heute klarer? Schon in den zwanziger Jahren war die Zeit des sogenannten Sachbuches angebrochen, ein Sektor, auf den ich in diesem Rahmen nicht näher eintreten kann. Nur soviel dazu: Selbst diese Wissenschaftlichkeit beanspruchende Gattung verblieb bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg im Sog der herkömmlichen eurozentrischen Einstellungen gegenüber Lateinamerika. Wer ein Beispiel sucht, greife zu *Wilhelm Manns* «*Volk und Kultur Lateinamerikas*» (Hamburg 1927). Inzwischen ist es anders geworden. Literatur, verfasst mit Sachkenntnis und aus eigener Anschauung, das Zeugnis von gut beobachtenden Lateinamerikareisenden, Forschungen jeglicher Disziplin, Dokumentarfilme, das sind Faktoren, die nach dem Zweiten Weltkrieg den bis dahin tradierten, oft so verzerrenden Imaginationen geistiger Bildgeber und Meinungsmacher entgegenwirken konnten. Die Chance für eine unvoreingenommene Sicht Lateinamerikas schien in Europa gekommen.

Indes, die Macht der *Massenmedien* wuchs unaufhaltsam. Sie sind längst die eigentlichen Bildverbreiter geworden und haben die literarischen Texte als Mittler verdrängt, die wissenschaftlichen ohnehin. Die Massenblätter, der Rundfunk und das Fernsehen haben Lateinamerika seit 1950 hemmungslos exotisiert und unverblümt ideologisiert. So werden seit Jahren von den Medien zunehmend schlechte Nachrichten aus Lateinamerika verbreitet. Sie beruhen zumeist auch auf Tatsachen, und doch wirken sie wie Clichés, indem sie nämlich absolut gesetzt und damit einseitig gesehen und gewertet werden. Lateinamerika gilt demnach für viele Europäer pauschal als eine Region der Putsche, des Caudillismo, der Gewalt und der Folter, jedenfalls der politischen Instabilität und der Korruption, als Schonraum für Kriegsverbrecher und andere Delinquenten, als Reservat der Drogenhändler. Hinzu kommt die desolote Wirtschaftslage, in die manche vor dem Ersten Weltkrieg noch reiche Länder Lateinamerikas inzwischen geraten sind. Auch wenn vieles von dem Gesagten leider zutrifft, so wird damit doch nur die halbe Wahrheit verbreitet. Die fatale Tendenz der Publizistik zur Sensationsmeldung führt dazu, dass die «*bad news*», die bekanntlich allein die «*good news*» sind, herausgefiltert werden. Das Skandalöse wird bevorzugt, viel Positives wird verschwiegen, der Gesamteindruck andauernd verfälscht.

Sagte ich Positives? Ja, zum Beispiel hat sich zu Recht, spätestens seit Mitte der sechziger Jahre die Kunde verbreitet, auch im deutschen Kultur-

raum, dass in Lateinamerika ein zu lange übersehener Kulturraum neu aufgeblüht ist, in den Bereichen der bildenden Künste, der Musik, des Films und insbesondere der Literatur. Bei den Europäern, die noch Bücher lesen, hat dies gewissermassen zur dritten, diesmal kulturellen Entdeckung Lateinamerikas geführt. Schliesslich hält sich ungeschmälert, wenngleich diffus, noch ein älteres, ebenfalls positives Bild: das von den Lateinamerikanern als einem heiteren, lässig und auch in prekärer Lage mit Würde auftretenden, sensiblen Menschenschlag mit viel Sinn für Freundschaft, mit einer trotz arger Nöte unverdrossenen Lebensfreude, wie sie in ihrer weltweit ausstrahlenden Musik zum Ausdruck kommt.

Wie Lateinamerika Europa sieht

Wenn wir nun in umgekehrter Richtung nach dem Europabild der Lateinamerikaner suchen, tun wir uns ungleich schwerer mit den Quellen, aber auch mit den Dimensionen der Landmasse und seiner Bevölkerung, mit ihrer kulturellen und sozialen Diversität. Heute können wir uns gar nicht mehr vorstellen, wie dünn jener Subkontinent mit einer Fläche von über 20 Millionen km² noch vor drei, vier Generationen besiedelt war. Was wir – nach einer französischen Namengebung – heute als Lateinamerika bezeichnen, ist etwa viermal so gross wie Europa (ohne die ehemalige Sowjetunion), doch noch im Jahr 1900 wohnten hier viermal mehr Menschen als damals im gesamten Lateinamerika. Inzwischen hat die Bevölkerung Lateinamerikas die Europas eingeholt und übertrifft sie derzeit um etwa 50 Millionen. Nachbarschaft zwischen den Republiken, enge und zeitgleiche kulturelle wie wirtschaftliche Kontakte haben sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg ergeben, mit dem Luftverkehr, mit den Medien. Nachbarschaft in bedrängender Weise ist seither auch mit der fatalen Verstädterung zustande gekommen. Lateinamerika vor und nach 1950, das sind zwei Welten.

Wie sah man dort Europa früher? Was die vorkolumbischen Völker des nachmaligen Amerika vor 1492 von der übrigen Welt ahnten oder glaubten, entzieht sich unserer Kenntnis. Nur aus den Aufzeichnungen, in denen spanische Mönche, Chronisten und Soldaten Zeugnis der Conquista ablegten, wird uns indirekt einiges davon überliefert.³ Vereinzelt sind Aufzeichnungen von Nachfahren der von der europäischen Invasion direkt betroffenen Eingeborenen erhalten. Wie die Ankunft der Spanier in Mexiko von den Azteken erlebt wurde, können wir im «*Codex Florentino*» (1555/1585) nachlesen. Da ist die Rede von Feuer- und Himmelszeichen, die schon zehn Jahre vor dem Eroberungszug des *Hernán Cortés* (1519) Böses verkündeten. Wir erfahren auch, dass *Montezuma* auf Grund von Prophezeiungen im

Anführer der Spanier keinen Geringeren erkennen wollte als den zurückkehrenden Gott Quetzalcoatl. So konnte er, befangen in priesterlichen Orakeln, das fremde andere, das seinem Reich den Untergang bringen sollte, gar nicht als solches erkennen.

Das Bild von den vermutlich ersten Europäern, die am Golf von Mexiko von aztekischen Abgesandten gesichtet wurden, war demgegenüber sehr realistisch. Hier war die Andersheit nicht zu übersehen. Die Mexikaner staunten über die Art, wie die Spanier assen, wie sie nur ihr bärtiges Gesicht zeigten und den Körper verhüllten, und zwar in Eisen, aus dem auch ihre Waffen geschmiedet waren; auch darüber, dass ihre Haut weiss ist und sie gelocktes, oft «gelbes» Haar tragen, dass sie Kanonen und Pferde und Hunde bei sich hatten. Spätestens nach dem Massaker von Cholula wussten die Azteken auch, was europäische Kriegslist und Kriegsmacht war. Und auf dem Adlerpass vor der Hauptstadt Tenochtitlán erkannten sie auch die Goldgier der Spanier. In der «*noche triste*», in der traurigen Nacht, die sie den aufsässigen Spaniern dort bereiteten, erkannten sie – zu spät –, dass ein Widerstand möglich war.

Rund zehn Jahre danach wiederholten sich die Ereignisse im Inkareich. Als die kleine Flotte von *Pizarro* bei Tumbes vor Anker gegangen war, sandte *Atahualpa* aus Quito Boten nach Cuzco, zu seinem Bruder *Manko Inka*: Es seien «*bestimmte, von uns ganz verschiedene Menschen gelandet, die Wiraqochas zu sein schienen*», also Schöpfer aller Dinge. Was gab den Eingeborenen, nun auch in Peru, Anlass, den Spaniern Göttlichkeit zuzusprechen? *Titu Cusi Yupanqui* (1530–1571), der Enkel des grossen Inka *Huayna Capac*, berichtet 1570 über die Invasion der Spanier und nennt Gründe⁴. Es war ebenfalls die Andersheit, die wirkte, aber diesmal nicht wie bei den Europäern im Sinne einer Kuriosität oder einer Lächerlichkeit; vielmehr war das Fremde – wie schon für die Azteken – zunächst verehrungswürdig. Die andere Kleidung, die Reitpferde mit ihren vermeintlich silbernen Hufeisen, das Lesen einzelner Spanier in Briefen und Büchern, all dies erschien auch den Inkas wie die Erfüllung von Weissagungen in ihren alten Mythen.

Ein fataleres Gefälle zwischen Heilserwartung und Untergang kennt die Weltgeschichte kaum. Just dies lässt im Rückblick das Handeln der spanischen Eroberer noch grausamer erscheinen und bewirkt die gerade heute wieder empörte Anteilnahme am Schicksal der altamerikanischen Völker, hüben wie drüben. Heute wissen wir, dass die Iberer jenseits des Atlantiks den Eingeborenen nur jenes Schicksal bereiteten, das ihnen selber zuhause beschieden gewesen wäre. Ein land- und besitzloses Proletariat wurde nach erfolgter Vertreibung der Mauren und der Juden von der Iberischen Halbinsel und durch den Übergang der Wirtschaft zum Merkantilismus an den

Rand der Gesellschaft und in die Delinquenz getrieben. Aus dieser Konstellation heraus erklärt sich auch, weshalb es ausgerechnet die Spanier und die Portugiesen über Europa hinausdrängte, nach Westen und nach Süden. Deshalb wurde Amerika auch nicht von Asien aus, über den Pazifik, wiederentdeckt.

Es wäre eine historische Ungerechtigkeit, die ganz im Sinne der alten spanienfeindlichen Schwarzen Legende läge, wenn im Zusammenhang mit der spanischen und portugiesischen Kolonisation nur von Genocid, Versklavung und Ausbeutung die Rede wäre. Es gab auch für die damalige Zeit erstaunlich menschenfreundliche Kolonisierungen, etwa im mexikanischen Michoacán, wo Bischof *Vasco de Quiroga* (1470–1564), inspiriert von *Thomas Morus*, in real-utopischem Sinne gewirkt hat; oder in Guatemala und in Südmexiko, wo *Bartolomé de las Casas* (1474–1566) die Indios in Schutz zu nehmen versuchte; oder später in Paraguay, wo die Jesuiten zwischen 1585 und 1767 die eingeborenen Guaraní-Indianer vor der Versklavung durch brasilianische Bandeirantes bewahrt und einen «*Gottesstaat*» errichtet haben. «*Das heilige Experiment*» (Fritz Hochwälder, 1964) hat an die 200 Jahre standgehalten und ist nur durch europapolitisches Kalkül zu Fall gebracht worden. Die auf solche Weise kolonisierten Indios gewannen ein anderes Bild von den Europäern als die von habgierigen Encomenderos und Fazendeiros gepeinigten Eingeborenen und Negersklaven. Der schon erwähnte Bischof Las Casas hat nach seiner Bekehrung für die Rechte der Indios gekämpft, vor zahlreichen Machthabern und bis hinauf zum König. Weil er fast nur judikativen und wenig realen Erfolg damit erzielte, gelangte er mit seinen Anklageschriften auch an die Öffentlichkeit, namentlich mit der «*Brevísima Relación*» von 1542. Der indiofreundliche Dominikaner hat seine Vorwürfe an die spanischen Kolonisatoren in der Weltsprache Spanisch abgefasst und – da sie der antispanischen Propaganda höchst gelegen kamen – fanden sie sich zudem alsbald in zahlreiche andere Sprachen übersetzt. So erfuhren die Welt und die Nachwelt nur von den Schandtaten der Spanier. Das nicht minder brutale Vorgehen anderer europäischer Expansionsunternehmungen in Aussereuropa, in Afrika und in Südostasien etwa, wurde ignoriert. Die Historiker wissen heute, dass die zu Recht verabscheuten Greuel nicht die Praxis eines besonders blutrünstigen Menschenschlags auf der Iberischen Halbinsel waren, sondern die einer gesamten, im übrigen von uns sehr bewunderten Epoche: der europäischen Renaissance nämlich.

Wo andere Europäer den spanischen oder portugiesischen Kolonialbesitz tangierten oder gefährdeten, entbrannten nicht minder blutige Kämpfe. So gingen die Spanier gegen die Hugenottensiedlung im Fort Caroline auf Florida (1562–1564) grausamer vor als gegen die Eingeborenen, desgleichen

hundertzwanzig Jahre später am unteren Mississippi. Die Portugiesen vertrieben die calvinistischen Franzosen unter *Villegaignon* aus Rio de Janeiro (1555–1560), später die Holländer aus Pernambuco (1625–1654) ebenfalls mit ganz unzimperlicher Waffengewalt. Wir erkennen, dass diese Kriege nicht nur der territorialen Besitzwahrung galten. Mit ihnen setzten die katholischen Kolonialmächte zugleich die europäischen Religionskriege in der Neuen Welt fort. Was für ein Bild mussten sich demnach die amerikanischen Menschen von Europa machen, so mag man sich fragen. Für die Stammes- wie für die Kulturvölker Altamerikas waren solche Schlachten jedoch nichts Ungewohntes. Die Azteken in Mexiko wie die Inkas in den Andenländern waren schon vor der Landung der Spanier ebenfalls in wüste Kriege verwickelt, und wie neuere Forschungen zeigen, wären auch die Mayas, die man bis vor kurzem für die weisen «*Griechen*» Altamerikas gehalten hatte, ein kriegerisches Volk gewesen.

Die Bindung der spanischen und portugiesischen Kolonien an ihre Mutterländer war in allen Belangen monopolhaft durchorganisiert und irreversibel. So verschmolzen die ethnischen und mythischen Reste der Eingeborenenkulturen, die man längst eingestampft wähnte, in einem jahrhundertelangen Prozess mit den iberischen Kulturen zu etwas Neuem. In dem von Indios besiedelten Amerika entwickelte sich allmählich eine neue, mestizierte Kultur, desgleichen in den Regionen mit starker Präsenz von Afrikanern und später in solchen mit Masseneinwanderung anderer Europäer. Erst als 1713 der Friede von Utrecht den politischen Niedergang Spaniens offenkundig machte, nutzten die politischen Führer und die Intellektuellen in den Vizekönigreichen die Gunst der Stunde und «*enthispanisierten*», «*entlusitanisierten*» sich leidenschaftlich. Man liess der Bewunderung für das emanzipierte, aufgeklärte und laizisierte Europa, zugleich auch für das politisch so fortgeschrittene Nordamerika nun freien Lauf. Das Ideengut der Aufklärer in England, Frankreich und Nordamerika wurde zum Nährboden für die Unabhängigkeit, die dann zwischen 1810 und 1824 Schlag auf Schlag erkämpft wurde. Fortan und bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts galt Europa und den USA die uneingeschränkte Bewunderung der Führungsschichten Lateinamerikas.

Wir sprechen pauschal von den Bildern, die sich Lateinamerikaner von Europa machten, dabei war der alte Kontinent noch längst keine Einheit, im Gegenteil. Die Weltmacht Spanien, die Grossmächte England und Frankreich, die Seemächte Portugal und die Niederlande, sie waren zunächst alle Rivalen und suchten nach Osten wie nach Westen Einfluss zu gewinnen, Fuss zu fassen und sich Handelsmonopole und Seeherrschaft zu sichern. Die Beziehungen zwischen den einzelnen europäischen Staaten und Lateinamerika waren demnach sehr unterschiedlich. Sie sind aber als

Voraussetzung der sich wandelnden und ablösenden Bilder, auch für die Einstellung der Lateinamerikaner gegenüber den Europäern, von grundlegender Bedeutung, und dies bis heute. *Gabriel García Márquez* beschreibt an einer Stelle seines grossen Romans «*Hundert Jahre Einsamkeit*» (1968) in einer köstlichen satirischen Verkürzung, was die verschiedenen westlichen Völker ins kolumbianische Macondo brachten: Die Zigeuner wissenschaftliche Entdeckungen, die andernorts seit Jahrhunderten bekannt waren; die Italiener die Kunst und den Kitsch; aus Frankreich kommen die Matronen; die Spanier sehen sich verkörpert in der grössenwahnsinnigen Familie des Don Fernando de Carpio mit ihrem kolonialen Plunder, die Katalanen in einem weltfremden Büchernarren; der Belgier bringt den technischen Fortschritt, den städtischen Luxus, und damit die Würdelosigkeit; aus den Vereinigten Staaten schliesslich kommen mit dem Maschinenzeitalter und der Elektrizität die Habgier, der entfremdende Wohlstand und die Vulgarität. Fehlen die Deutschen in diesem Spottpanorama? Nur an zwei versteckten Stellen des Romans wird zu unserer Verblüffung *Hermann der Lahme* genannt, der erfinderische Benediktinermönch auf der mittelalterlichen Reichenau. Wir erkennen wiederum, dass die Beziehungen zwischen den Deutschsprachigen und den Lateinamerikanern historisch unbelastet waren, und zwar deshalb, weil kein deutschsprachiges Land je auf Dauer territoriale Ansprüche in Amerika gestellt hat. Die sich aus der frühen Geschichte ergebende positive Einstellung der Lateinamerikaner zu den Deutschsprachigen wurde vollends dominant nach den Reisen *Alexander von Humboldts*, von dem *Bolívar* gesagt haben soll, er habe mehr für Amerika getan als alle Konquistadoren zusammen. Eine wirtschaftliche Ausbeutung des «*Kontinents mit den offenen Adern*» kann man im Rückblick den Deutschsprachigen nicht nachsagen.

Indes, die Unabhängigkeit von Spanien und Portugal hatte den lateinamerikanischen Staaten nach den kolonialen lediglich neokoloniale Verhältnisse beschert. Die Abhängigkeit der Rohstoff- und Agrarländer von den fortgeschritteneren Industrieländern war vorprogrammiert. Der Rückstand ist im 19. Jahrhundert zuerst von Frankreich und England, danach besonders aggressiv von den Vereinigten Staaten ausgenützt worden. Weshalb nun richtete sich die bis zum Hass gesteigerte Animosität der Lateinamerikaner gegen die tüchtigen Amerikaner im Norden und weniger gegen Europa? Die unterschiedliche Einstellung lässt sich mit der traditionell stärkeren Verbindung der lateinamerikanischen Oberschicht zum Abendland und namentlich zu seiner Kultur erklären. Paris, London, Rom waren die magischen Anziehungspunkte, nach denen sich die reichen Lebemänner wie die armen Kulturschaffenden sehnten. Über diese Metropolen wickelte sich bis mitten in unser Jahrhundert hinein das kulturelle und gesellschaftliche Leben der Hauptstädte Lateinamerikas ab. Der Schmelztigel Latein-

amerika brachte in den Städten eine *Intelligentia* hervor, die über das Kulturgeschehen in der ganzen Alten Welt, zum Teil auch im Orient besser Bescheid wusste als die Europäer mit ihrem festgefahrenen Kulturkanon. Der Argentinier *Borges* meinte gar, man sei in Lateinamerika eigentlich der bessere Euroäer als die Europäer selber, denn in Lateinamerika werde das gesamte Kulturerbe uneingeschränkt bewahrt⁵. Und diese kosmopolitische Tradition hat sich im Geistesleben Lateinamerikas bis heute weiter gefestigt. Der Einbruch in diese transatlantische Harmonie erfolgte mit dem Ersten Weltkrieg. Während die Avantgarden in Europa mit ihren eigenen Traditionen brachen, rissen die Lateinamerikaner jetzt die Brücken zu dieser ihnen nun fremd gewordenen Kultur ebenfalls ein und suchten nach ihrer eigenen Identität. Insbesondere der brasilianische *Modernismo* nahm 1922 in São Paulo Impulse der europäischen Avantgarde auf, schottete sich aber sogleich gegenüber Europa ab und war nurmehr auf die «*Brasilianität*» bedacht. Das schönste Beispiel liefert uns *Mário de Andrade* «*Macunaíma*» (1928). Diese Selbstbesinnung Lateinamerikas inmitten einer wachsenden Bedrängnis durch gesellschaftliche Probleme hat inzwischen unerwartete Folgen gezeitigt. Die seither eingetretene Entwicklung der lateinamerikanischen Literatur ist für unser Thema deshalb so bedeutsam, weil deren Blüte – in der Lyrik des Subkontinents seit etwa 1916, im Roman mit internationaler Ausstrahlung erst nach dem Zeiten Weltkrieg –, gewissermaßen zu jener oben erwähnten dritten, diesmal kulturellen Entdeckung Lateinamerikas durch die übrige Welt geführt hat.

Die in vielen Ländern dieser Region noch immer hoffnungslosen Zustände werden durch diese Kulturblüte allerdings nicht beseitigt. Die einseitig kulturelle Emanzipation hat im Gegenteil dort das Bewusstsein genährt, man sei der Opferkontinent des Westens. Das alte Europa und vor allem die USA verdienen die literarische Schelte der jüngeren Schwester, und wir verstehen sie auch, denn diese Literatur Lateinamerikas ist utopisch, indem sie als Bollwerk errichtet wurde gegen die Verzweiflung. Die Utopie hat seit je der bestehenden Welt Gegenwelten vorgesetzt: die eine gegen die Vergangenheit und die Gegenwart gewandt als Kritik, als Schreckgespenst, als *Movens* für Veränderungswillen und Revolution; die andere in die Zukunft gerichtet als Hoffnung, als Sehnsuchtsraum unseres planenden Handelns, als Vision einer Wende zum Besseren.

Wir sehen, die Lateinamerikaner und die Europäer sind miteinander verwachsen wie siamesische Zwillinge. Und diese Bindung bleibt selbst bei den Verweigerungsgesten der Lateinamerikaner gegenüber den Europäern spürbar. Wenn nämlich *García Márquez* in seiner Nobelpreisrede meinte, wir in Europa könnten ihnen dort drüben besser helfen, wenn wir unsere Art, sie zu sehen, von Grund auf änderten, so ist das keine Absage, sondern

eine Aufforderung zu einer neu zu gründenden Partnerschaft⁶. Ich meine, die kritische Besinnung anlässlich des Gedenkens an die vor 500 Jahren erfolgte Begegnung mit Amerika lasse erkennen, dass diese Aufforderung in Europa inzwischen ernstgenommen wird.

¹ Vgl. dazu Gustav Siebenmann und Hans-Joachim König (Hg.): *Das Bild Lateinamerikas im deutschen Sprachraum*. Ein Arbeitsgespräch an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, 15.–17. März 1989, Tübingen 1992 (Beihefte zur *Iberoromania*, Bd. 8). – ² Walter Döblin: *Amazonas*. Romantrilogie, Olten/Freiburg i. Br. 1988, herausgegeben und kommentiert von Werner Stauffacher. – ³ Eine Auswahl solcher Dokumente ist gut zugänglich in dem Lesebuch *Amerika. Die Entdeckung und Entstehung einer neuen Welt*, hg. von Wolfgang Behringer, München/Zürich, Piper 1992. – ⁴ Vgl. Titu Kusi Yupanki Inka: *Die Erschütterung der Welt* (1570). Ein Inka-König über den Kampf gegen die Spanier, hg. und übersetzt von Martin Lienhard, Olten/Freiburg i. Br. 1985. – ⁵ Vgl. Curt Meyer-Clason (Hg.): *Lateinamerikaner über Europa*, Frankfurt am Main 1987 (edition suhrkamp, Nr. 1428). – ⁶ Die Rede von Gabriel García Márquez wurde abgedruckt in dem ihm gewidmeten Heft der Zeitschrift «Du», 9/1988.

ADLITZ AG

BETEILIGUNGSBERATUNG · VERMÖGENSVERWALTUNG
PERSONALBERATUNG

CH-8001 Zürich
Bahnhofstrasse 73

Telefon 01 / 212 00 44
Telefax 01 / 212 12 04